



Der Rotaugenlaubfrosch ist das berühmteste Amphibium Costa Ricas und eine beliebte Werbefigur. Wenn er schläft, faltet er seine Beine unter den Körper, schließt die Augen – und sieht dann aus wie ein grünes Blatt.



Ich helf dir auf die Sprünge!

Auf Amphibiensafari in Costa Rica sucht man grüne Tiere im grünen Regenwald – und findet den Frosch in sich selbst

VON ELKE MICHEL; FOTOS: JONATHAN SERRANO

Bei einer Canopy-Tour im Naturschutzgebiet Selvatura saust man an langen Seilen von Baum zu Baum. Es sei denn, man bleibt irgendwo hängen wie unsere Autorin: Sie musste abgeschleppt werden



Der Frosch sitzt auf meiner Hand, reglos und schweigend. Die Wimpern des breiten Mauls nach unten gezogen, wirkt er deprimiert. Seine Kehle bebzt bei jedem Atemzug. Die großen Augen starren mich vorwurfsvoll an, als warte er, dass von mir was kommt. Den Blick kenne ich. Der schaut wie ein gekränkter Mann! Ich muss an Geschichten denken, in denen Frösche verwunschene Prinzen sind, die man mit einem Kuss erlösen kann. Und auch wenn Märchen eigentlich zu märchenhaft sind, um wahr zu sein, weiß man ja nie. Ich hebe den Frosch ein Stück höher und spitze die Lippen in bester Verwandlungsabsicht. Da springt er mir einfach ins Gesicht.

Ich schreie auf. Kühl und feucht klebt der Frosch an meiner Stirn; und Jonathan, mein Guide, pflückt ihn herunter und setzt ihn in einen Busch. Dort hopst der vermeintliche Prinz ein paar Riesenblätter höher. Speist mich mit einem Gähnen ab, faltet die Beine mit den orangefarbenen Fingern und Zehen unter den Körper, sodass man nur noch seinen limettengrünen Rücken sieht – spielt Blatt: Der Rotaugenlaubfrosch, das vielleicht meistfotografierte Amphibium der Welt nach Kermit, steht einfach nicht auf mich.

Seiner Schönheit wegen ist er der Promi, der Froschkönig Mittelamerikas. In Costa Rica hat ein Mobilfunkanbieter ihn zum Logo erkoren, eine Kaffeekette schmückt ihre Pappbecher mit seinem Bild, die Tourismuswerbung ihre Prospekte. Wer hierherkommt, will daher nicht nur Strände, Vulkane und Urwald sehen, sondern auch den König und seine Entourage: In Costa Rica leben 141 Frosch- und 18 Krötenarten. Das etwa niedersachsenkleine Land hat große Höhenunterschiede, es liegt zwischen zwei Meeren und zwei Kontinenten – deshalb gibt es hier nicht nur sehr viele Mikroklimata, sondern auch eine enorme Tiervielfalt. Mich interessieren vor allem die Frösche, weil sie eine einzigartige Mischung sind, niedlich und dramatisch zugleich; einerseits Kindchenschema pur, mit großen Augen, Pausbacken und weichen Formen. Andererseits Erinnerung an eine Ära vor unglücklich langer Zeit, als das Leben vom Wasser aufs Land schwappete. Mit Jonathan Serrano, der Reisen für Amphibienfreunde leitet, bin ich also auf Froschsafari, auf der Suche nach dem kleinen, hüpfenden Grün.

Erst mal dominierte aber das große, gewaltige Grün drum herum. Auf der Fahrt von der Hauptstadt San José ins nördliche La Fortuna sahen wir Blätter, groß wie aufgespannte Regenschirme, Farne, hoch wie Palmen; Bäume, auf deren Ästen ganze Landschaften aus Moosen, Gräsern und weiteren Pflanzen wuchsen. Üppige Wasserfälle schrumpften zu dünnen, weißen Strichen in einer grünen Welt; die Straße schien sich mühsam durch die Wildnis zu zwingen. Bei Zwischenstopps griff ich wieder und wieder ins Gebüsch, um mich zu vergewissern, dass Laub sich wirklich lederdick anfühlen kann, staunte über Baumkronen, so dicht, dass

kein Regen hindurchdrang, obwohl der Himmel seine Schleusen weit öffnete. «In manchen Regionen Costa Ricas», sagte Jonathan, «existieren nur zwei Jahreszeiten: Regenzeit und Superregenzeit.»

Dann erreichten wir das Ecocentro Danaus, ein Privatreservat mit Schmetterlingsgarten, Baumschule, Tümpeln und viel Dickicht, in dem Frösche wohnen, und sogleich hielt ich nach ihnen Ausschau. Beim Schlendern über die Kieswege sah ich wieder Blätter, groß wie Regenschirme, Farne, hoch wie Palmen; Bäume, auf deren Ästen ganze Landschaften wuchsen. Diesmal fragte ich mich, wie man vor einem Greenscreen Frosche finden soll; und ob der Wald nicht zumindest erst mal aufgeräumt werden müsste. «Heute Abend finden wir viele», tröstete mich Jonathan, «als ich mich mit dem einen, kussunwilligen Rotaugenlaubfrosch geschlagen geben musste.» «Die meisten Arten sind nachtaktiv.»

Jetzt, nach Sonnenuntergang, durchschneiden die Kegel unserer Taschenlampen die Dunkelheit. Ein paar Fledermäuse flirren durch die Luft, über uns im Geist pflügt ein Faultier reglos sein Image, in einem Teich funkeln die Augen der Kaimane. Der Moderduft von altem Holz und nassem Laub zieht vom Boden herauf, es riecht nach Herbstspaziergang und kling nach Sommer nach – eine Vielzahl von Lauten, so fremd, dass ich nicht weiß, ob sie von Insekten, Amphibien oder Säugtieren stammen.

Dann ertönt neben mir ein Hisschen. Jonathan tastet mit seinem Licht das Gebüsch ab, Blatt für Blatt, Ast für Ast, von unten bis in zwei Meter Höhe. Dort stoppt er: An einen Stängel geklammert, blickt ein weiterer Rotaugenlaubfrosch verdutzt auf uns herab. Eine ungewöhnliche Froschperspektive? «Nein, viele Frösche leben bei uns in den Bäumen», sagt Jonathan. «Eine Art, Agalychnis spurrelli, kann mit ihren großen Schwimmhäuten zwischen Fingern und Zehen sogar von einem Baum zum nächsten fliegen. Aber schau mal – da!» Er zeigt auf ein Blatt. Die Haut des zierlichen Kerls, der darauf kauert, ist hellgrün und leicht durchscheinend. Sie verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren.

Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren. Jonathan verleiht ihm etwas Geisterhaftes und so Zerbrechliches, dass ich nicht mal wage, ihn zu berühren.

Anreise: Je nach Saison fliegt Condor zwei- bis dreimal wöchentlich von Frankfurt nach San José, mit kurzem Zwischenstopp in der Dominikanischen Republik (www.condor.com)
Veranstalter: «Die Frösche Costa Ricas und Panamas» heißt eine geführte Rundreise für Amphibienfreunde von travel-to-nature. Unter anderem geht man im Nebelwald von Monteverde, im Ecocentro Danaus und an der Playa de la Ranira Roja auf Froschsuche. Die Reise ist individuell ganzjährig möglich. Termine für geführte Gruppenreisen: 31. August–14. September 2015 und 16.–30. Mai 2016. 15 Tage inklusive Übernachtungen ohne Flug pro Person im DZ ab 2330 Euro (Tel. 07634/505 50, www.travel-to-nature.de)

sind mir Namen dann allerdings nicht. Viel spannender finde ich ohnehin, wie unterschiedlich Frösche ausssehen können. Es gibt spindelbeinige Hänglinge und muskelbepackte Protze, waagrecht und senkrecht Pupillen, rundliche Gesichter – und Charakterköpfe mit etwas längeren Schnauzen, die mich entfernt an Krokodile erinnern. Freiwild würde die wohl niemand küssen.

Das Verwandeln schaffen die Frösche aber eh ohne menschliche Hilfe, am Anfang ihres Lebens. Ein Bortich am Teich, der den Rotaugenlaubfroschen als Kita dient, führt mir das vor Augen: Kaulquappen wuseln darin, Stecknadeldörfer mit Fäden dran, Erbsen mit Schwänzchen, Mürmeln mit Hinterbeinen und Schwanz. Fröschen mit vier Beinen und Heckruder. Auch innerlich ist die Metamorphose eines Froschkinds radikal, Verdauungs- und Nervensystem werden umgebildet, die Atmung stellt sich um von Kiemen auf Lunge und Haut. Nach 60 bis 80 Tagen klettert es dann auf den Ast, der in der Mitte des Bortichs aus dem Wasser ragt wie ein Pfeil: Richtung Evolution bier hier entlang Fortan wohnt der Frosch in den Bäumen. Amphibien: Das Wort stammt aus dem Griechischen, *amphi* wie «doppel» und *bios* wie «Leben». Die Doppellebbigen. Wesen, die von einer Existenzform zur anderen wechseln, sich von Wasser- in Landtiere verwandeln. Sinnbilder der Evolution, der Entstehung neuer Arten – Symbole des Lebens.

Das denke ich zumindest, bis wir Claudio Torres besuchen. Sein Hof in Curris liegt etwa zwei Autostunden von La Fortuna entfernt, umgeben von Weideland – ein answer am Fluss mit Philodendren, Palmen, Helikonien und Baumriesen. Claudio, 58, züchtet und verkauft Zierfische: ein Mann mit ruhigen Gesten, dessen große Hände überraschend flink zupacken, wenn er einen seiner Untermermerflänger. In seinem schattigen Garten wohnen etliche Pfeilgiftfroscharten. «Die heißen so», sagt Jonathan, «weil südamerikanische Indianer ihre Pfeile mit dem giftigen Hautsekret der Frösche präparierten.» Ich höre nur zerstreut zu, denn zwischen altem Laub am Boden hüpfen ein winziger Frosch herum, knallrot mit blauen Hinterbeinen, als trüge er Jeans. Den will ich genauer sehen! Jonathan setzt ihn auf meine Hand: «Ungiftige Frösche sind oft grün, zur Tarnung», sagt er, «bei giftigen soll stattdessen eine gelbe Farbe Feinde abschrecken.» Es ist wohl wie an einer Ampel: Grün ist das Erlaubte, Rot bedeutet Stopp. «Wenn ein Tier so ein Erdbeerfroschen trotzdem fressen will, ruft das Gift Übelkeit und Schwellungen im Maul hervor. Und Lähmungen und Atemstillstand, falls es ins Blut gelangt. Ach ja, du solltest dir jetzt nicht in die Augen oder an die Lippen fassen!»

Ich starre auf das Fröschen, das sich friedlich in meiner Hand eingericht hat, schüttelte es ab. Meine Haut fühlt sich irgendwie warm an. «Sch giftig ist auch der Goldbaumsteiger», sagt Jonathan; und Claudio zeigt begeistert auf ein schwarz-metallgrünes



Ein Meer aus Wipfeln
und Formen:
Der Nebelwald von
Monteverde

marmoriertes Exemplar im Gras, das eine Kaulquappe auf dem Rücken mit sich herumträgt, was ich durchaus erstaunlich finde, aber schwillt meine Hand jetzt nicht ein wenig an? »Der Goldbaumsteiger nämlich«, sagt Claudio, »legt seine Eier in nasses Laub am Boden, weil die Schließbedingungen dort am besten sind.« Verdammst, jetzt habe ich mir über die Stirn gewischt! Ob das Gift mit dem Schweiß in die Augen rinnt kann? »Das Männchen kontrolliert die Eier dann regelmäßig und befeuchtet sie mit Wasser aus seiner Harndrüse.« Das Gift muss schon hineingeraten sein, alles wirkt verschwommen! Jetzt bloß nicht die Augen reiben, bloß nicht die Augen... »Und nach dem Schlüpfen schleppt es die Quappen in eine wassergefüllte Bromelie oder ein Baumloch, wo sie sich weiter entwickeln.« – Entschuldigung, wo kann man sich hier waschen?»

Nachdem ich fertig hypochondriert habe, fallen mir auf der Rückfahrt Amphibiengeschichten ein, in denen nicht geknutscht wird: von Kröten, aus denen Hexen Giftränke brauen. Und Fröschen, die Regen vorher-sagen können. Es scheint, als verwandelten sich Amphibien auch in ihrer Bedeutung, je mehr man sich mit ihnen befasst; vom Lebenssymbol können sie zu Unheil-bringern oder Wetterpropheten werden. In manchen Kulturen Costa Ricas galt der Frosch auch als Frucht-barkeitszeichen, und die Kröte war heilig – in Geschich-ten bringt sie den Menschen sogar das Feuer. Außerdem wurde ihr Gift als Medizin verwendet. »Bei Wundrose sollte es helfen, eine Kröte über die entzündete Haut zu reiben und das Tier dann an einem Baum aufzuhängen«, sagt Otto, ein Freund von Claudio.

Wir treffen Otto Méndez, 59, in seinem Garten, wo sonst, er ist Landschaftsgärtner. Im Dorf La Tigra, etwa eine Dreiviertelstunde von La Fortuna entfernt, baut er Süßkartoffeln, Yucca und Kürbisse an und hegt eine riesige Bromeliensammlung. Bei Otto achte ich zuerst nur auf die Füße, was daran liegt, dass er mir sein Anwesen barfuß zeigt, unbekümmert ob der Schlangen im Gebüsch und spitzer Steine. Das schwarze, lange Haar trägt er als Pferdeschwanz, auf dem Kopf einen Schlapphut, in der Hand eine Machete, mit der er nebenbei hier und da eine Pflanze aus dem Weg räumt. Landschaftsgärtnern sei ein bisschen wie Gott spielen, sagt Otto, »aber die Natur kann das immer besser als ich. Das Problem ist, dass der Mensch denkt und deshalb Linien schafft und ordnet. Die Natur kriecht Chaos. Und Frösche brauchen Durcheinander, weil sie sich darin verstecken können.«

Manchmal legt Otto für Hotels Froschteiche an. In seinem eigenen Garten gibt es schon 19, an sechs wei-teren arbeitet er. Unregelmäßige Steinplatten im Gras führen zwischen ihnen hindurch; in jede ist der Umriss eines riesigen Blatts gemeißelt, als hüpfte man von einem Blatt zum anderen. »Mein Amphibienpfad«, sagt Otto. Nach Einbruch der Dunkelheit gehe ich dort mit ihm und seinem Kumpel Gelbert auf Froschsuche: »Dududu«, macht Otto, »brrrrrb, uaaahk, tschschtschschk.« Und die Frösche antworten. Warum, weiß er auch nicht, doch seine Erfolgsquote beweist, dass es funktioniert. Ein Maskenlaubfrosch brüllt ihm richtig hinterher, von einem Zweig meldet sich ein Rotaugenlaubfrosch, während Otto sich schon mit einem Ochsenfrosch zusammenschließt, »she bull«, sagt er und deutet auf eine Mauer aus Natursteinen, zwischen denen ein Vieh sitzt wie ein fetter Buddha und uns anlockt. Gelbert erklärt mir derweil, dass die Art *Diasporus diastema* Klickgeräusche mache, ähnlich wie kimmernde Münzen, was er mit zwei 100-Colones-Stück-chen auch demonstriert, bis sie in einen Teich plumpsen.

Zunächst folge ich den beiden noch schweigend, doch je länger die Suche dauert, umso mehr reizt es mich, ins Gespräch einzusteigen. Mein Anfangsquaken ist leise wie das erste Wort einer Fremdsprache, das man schüchtern vor sich hin stammelt. Natürlich versteht mich keiner. Nach einiger Zeit aber ernte ich ein erstes Hicksen aus dem Dickicht. Kurz darauf kann ich offen-bar schon das perfekte »Uaaahk« sprechen. Und am Ende fühle, rülpspe, schnalze und gluckse ich mich fast schon fließend durch die Nacht. Noch in meinem Zimmer höre ich die Frösche weiterplaudern, während durchs Fenster die Sterne funkeln wie ein Kaulquappenschwarm am Himmel. Es ist, als schlief ich mitten unter ihnen.

Monteverde, der »grüne Berg«, ist die letzte Station unserer Reise. Die Sonne spielt mit dem hügeligen Land, hebt hier eine Wiese hervor, konturiert da einen Wald mit Scharten, verschanzt sich hinter Wolken, um dann hervorzubrechen und die nasse Umgebung grün funkeln zu lassen. Über Schotterstraßen poltert unser Wagen immer höher die Cordillera de Tilarán hinauf, die Kontinentalstrecke Costa Ricas, bis in der Ferne der Pazifik blitzt. Zwischen uns und ihm ragen Gebirgszüge auf wie Riesentischen. Je weiter sie weg sind, umso mehr scheint sich ihre Farbe zu wandeln, von Mittelgrün zu Tanne, Petrol, Graublau. Dann sind wir da, in Santa Elena – größtes Dorf der Region mit beeindruckend vielen Souvenershops und Lokalen.

Die wahre Attraktion liegt ringsum und sieht etwas bläss aus. Nebelwald: Feuchtwarme Winde blasen von der Karibik in Richtung Land, kühlen im Gebirge ab, der Wasserdampf in der Luft kondensiert zu Tröpfchen – sodass hier oben auf 1400 Metern die Welt wie in Watte gepackt ist. Im privaten Naturschutzgebiet Selva-vatura wandern wir auf schmalen Pfaden und Hängebrücken, die kleine Täler überspannen – betrachten den Wald so mal von unten, mal von oben.

Unten leuchtet smaragdernes Zweiflicht. Stämme und Äste sind bewachsen, als trügen die Bäume Moos-Pelte und Farn-Stolen. Oben schaut man uralten Riesen auf die Kronen. Ein Meer aus Wipfeln, durch das der Wind ab und an rauschende Wellen treibt. Ich erkenne auf ein-mal viele Blattformen – Zungen, Herzen, Fischschwänze, Kreise; unterscheide Umrisse, wo ich früher Farbkon-traste suchte. Vielleicht habe ich einen grünen Blick ent-wickelt. Oder dank Otto akzeptiert, dass die Natur ihre eigene Chaosordnung braucht. Vielleicht ist das große, gewaltige Grün aber auch mein Habitat geworden. Die Brücke wippt auffordernd unter meinen Füßen, der Wind knufft mich in den Rücken. Wie es sich wohl anfühlt, von Baum zu Baum zu hüpfen? Ich bin längst sprungbereit.

Die Beine angewinkelt, sause ich kurz darauf durch die Lüfte: Um das Reservat führt ein Canopy-Parcours – lange Seile, in die man sich mit Rollen einlinkt, um dann, an einem Klettergurt hängend, zwischen den Kronen dahinzurauschen. Mit jedem Seil werde ich über-mühter. Bald glitscht meine Haut feucht vom Nebel, ich blähe die Wangen und pfeife, quiersche, gluckse, uaaahke vor Freude, spreize meine Finger in den Wind; unter mir das Grün, grün wie ein Frosch, grün wie das Leben, das sich stets ändert und jeden verwandelt, immer wieder; und da kommt der letzte Sprung, der größte, einen Kilometer lang, man kann das Ziel nicht erkennen, aber das ist kein Problem für uns Frösche – ich stoße mich ab, schon geht es dahin, blitzschnell, rasant, zügig, maßvoll; gemächlich; mühsam. Schleichend. Dann bleibe ich hängen auf halber Strecke.

Der Angestellte des Reservats, der sich herüber-hangelt, um mich abzuschleppen, hat viele Erklärungen dafür. Ich sei ein bisschen leicht. Und womöglich mit dem Bremshandbrechuh ans Seil geraten. Ich hätte mich auch echt weiter zurücklehnen müssen, um mehr Gas zu geben. Ich würde ihm gern glauben, das Problem ist nur, dass ich tief in mir weiß, warum mein Sprung misslungen ist: Bin halt kein Frosch. ♦